

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 1-2

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Ausstellungstheater hörte man nur Gutes erzählen (unsere Mitglieder Huggenberger, v. Greyerz, Reinhart, Balmer kamen alle zum Wort). Ob das Trachtenfest oder sein Gegenpol, das Mode-theater, als Spiegel unseres Volkstums wertvoller gewesen sei, brauchen wir nicht zu fragen. Für unsere verschiedenen Volkstümmer auffällig waren auch die Kantonstage (Die Solothurner begrüßte die Ausstellungszzeitung unter dem Titel „Unser Gruß den Solothurnern“; „unsern Gruß“ (nämlich: entbieten wir) hätte herzlicher geklungen). Von den Berufstagungen ist vielleicht nur eine mißlungen: der schweizerische Akademikertag. Alle unsere Landschaften, die Zürich besuchten, stellten sich in einem flotten Aufzug und in einem schönen Spiele vor. Eine bescheidene Toggenburger Bergschule (Dicken) brachte Hebels „Heilten Patienten“ — kein einziger Festzug sah so disziplinlos aus wie der der Studenten, und an keinem Abend ging es in der Festhalle so unordentlich zu wie am „akademischen“ Festkommers, wo von den Herren Studenten nichts geleistet wurde als ihre große Zahl und ihr großer Lärm. Und zwar, und deshalb erwähnen wir das hier, haben sich die Welschen ganz entschieden ausgezeichnet durch ihre Disziplinlosigkeit. Gewiß, ein regelrechter Kommers nach dem Muster einer reichsdeutschen Studentenverbindung ist nun einmal nicht nach ihrem Sinn, und das ist nicht gerade schade, aber eine Rede des Rektors der Eidgenössischen Technischen Hochschule hätten sie ruhig anhören dürfen, auch wenn sie sie nicht verstanden — Deutschschweizer in Genf hätten das getan. Diesen Unterschied wollen wir doch festnageln. Der Schriftleiter der „Schweizerischen Hochschulzeitung“ nennt den Eindruck, den jener Abend auf zahlreiche Teilnehmer, besonders auf die nichtakademische Öffentlichkeit gemacht habe, „verhängnisvoll“. Man ist also doch auch in weiten Kreisen Zürichs noch nicht so weit, wie der Rektor des Freiburger Gymnasiums meinte, der mit seiner Schule unsere Kantonschule feierlich besuchte und in seiner Rede behauptete: „Zurich, ville d'art“, sei „accessible plus qu'aucune autre en terre alémanique à la culture française“. Eine sehr taktvolle Bemerkung! Aber daß im Laufe des Sommers unter der gewaltigen Menge von Festreden auch einige Entgleisungen vorkamen, wollen wir nicht schwer nehmen, sondern uns in der Erinnerung herzlich freuen der herrlichen „Landi“, ihrer Ersteller und ihrer Besucher.

Kauderwelsche Speisekarten.

G. L. Es gibt Zöpfe und Zöpfchen in unserem Lande, die offenbar keine Schere abzuhauen vermag. Es scheint im Gegenteil, daß sie, wahrscheinlich im Zeichen der geistigen Landesverteidigung, in letzter Zeit munterer spritzen als je. Dazu gehören die geheimnisvollen französischen „Menus“, die uns gutmütigen Alemannen in allen besser sein wollenden Verpflegungsstätten vorgelegt werden. Ein kleines Beispiel für viele: Ich gehe in einen „Confiserie-Tea-Room“, wo man zugleich nett zu Mittag essen kann. Das ebenfalls nette Fräulein gibt mir die Karte, auf der als „Lunch“ eine Suppe und zwei Platten zur Wahl angeboten werden: Potage Orge Perlé, Choux nouveaux braisés à la Bernoise, Pommes nature, ou Nouilles Sicilienne, Salade. Den „Potage Orge Perlé“ vermag ich mit Hilfe meiner französischen und botanischen Kenntnisse mit einiger Sicherheit zu erraten: es wird wohl Gerstenuppe sein. Was ich mir aber unter den „Choux nouveaux braisés à la Bernoise“ vorzustellen habe, weiß ich nicht, und völlig schleierhaft bleiben mir die „Nouilles Sicilienne“. Das einzige Wahrscheinliche ist, daß in der Platte ein orthographischer Fehler enthalten ist. Es bleibt mir also nichts übrig, als das nette

Fräulein, das inzwischen weggegangen ist, energisch heranzuwinken und sie um nähere Aufklärung zu bitten. Es gibt wirklich Gerstenuppe, und die „Choux nouveaux braisés à la Bernoise“ entpuppen sich als biedere Bernerplatte. Über die „Nouilles Sicilienne“ hingegen weiß das Fräulein auch keinen Bescheid und muß fragen gehen. Strahlend kommt sie zurück: „Das sind Eiernudeln im Topf mit geschnekeltem Kalbfleisch und einem Spiegelei“. Also eine höchst leckere Sache!

Trotzdem ist mir inzwischen die gute Laune vergangen, und ich frage mit lauterer Stimme als gewöhnlich: „Warum zum Teufel können Sie das nicht deutsch und deutlich auf Ihre Karte schreiben?“. Am Nebentisch hört man meine Bemerkung, nickt, strahlt, bestätigt und unterstützt. Die Weiter-sitzenden spüren die Ohren, vernehmen, um was es geht, unterstützen auch, und bald ist die einmütigste und schönste Diskussion im Gange. Nur das unschuldige Fräulein ist in tödlicher Verlegenheit. Dennoch lasse ich nicht los: „Sagen Sie mir, warum steht Tag für Tag ein solches Kauderwelsch auf Ihrer Karte? Haben Sie je einen Gast gesehen, der diese Geheimsprache verstanden hätte?“. Die Antwort ist reizend: „Die Gäste fragen immer, und schließlich gibt man ja gerne Auskunft!“.

An der Landesausstellung bewundern wir unsere Hotellerie, die uns nicht genug sagen kann, daß ihr der schweizerische Gast der wichtigste und liebste sei. Wie wäre es daher, wenn sie in Zukunft den Hunderttausenden von Schweizern deutscher Sprache, die jährlich bei ihr zu Tisch sitzen, das tägliche Rätselraten und Fragen nach dem Sinn der Speisekarte ersparen wollte? Der hochgeschätzte Kunde aus Lausanne oder Paris wird deswegen so wenig verhungern wie der Zürcher, der ins Welschland oder nach Italien reist.

(Aus der N. Z. 3. I.)

Aus dem Idiotikon.

Heft 118. Huber & Co., Frauenfeld.

Ein Wort, das dem Ostschweizer in Bern auffällt, ist „stif“. Natürlich kennt er es auch, aber nur in der Bedeutung von schriftdeutsch „steif“. Aber wenn man von einem Manne sagt, er sei „en stife“ oder er tanze „stif“, so bedeutet das im Bernerdeutschen gerade das Gegenteil vom Ostschweizerischen. Bei Gfeller heißt es lobend: „'s ischt es cheibisch es stifs Meitli gsi“, und bei Balmer ist „e stifi Lumpere“ eine tüchtige; „en stife Huet“ kann auch ein schöner Schlapphut sein. Im Berner Oberland äußerte 1899 jemand die Ansicht: „'s wär gschider, me gäb d's Gelt für e stife Stier“ statt an die Befoldungserhöhung des Pfarrers. Aufmunternd sagt ein Mädchen zum Tänzer, der um Geduld gebeten hat mit der Begründung, er sei kein Meister im Tanzen: „He wol, dir tanzed g'wüß no recht stif“. Sogar Pestalozzi erzählt: „Gertrud . . . kämmte sie (die Kinder) und ließ sie auch ihre Kleider steiffer und ordentlicher anziehen“ als sonst. Wie konnte das Wort zu dieser Bedeutung kommen? — Was steif ist, ist fest, beharrlich, beständig, zuverlässig, und in dieser Bedeutung wird es zunächst sinnlich verwendet („stifi Ouge mache“; ein Sturm bei Korfu veranlaßte im 16. Jahrhundert einmal Seereisende, nach dem „stiften Land Apulia“ zu fahren), dann unsinnlich für mutig und dergleichen. So heißt es 1624 von den Eidgenossen bei Sempach, sie seien „steiff in der Arbeit“ gewesen. Von da ist es nicht mehr weit zur Bedeutung: gehörig, recht, ordnung- und regelmäßig, ordentlich, pünktlich, brav, schmuck und schön, z. B. eben etwa „es Meitschi“, aber auch „es Gringli“ oder „es Winli“. Von einem Mädchen erzählt Gotthelf: „Schön lissmen kann es und mit Krällene allerlei Stifs“

mache". Als Umstandswort bedeutet es tüchtig, ziemlich, sehr; so erzählt Reinhart von einem Bartwuchsmittel: „'s erst Büchsli heb scho stif 'battet". — „Stift“ in der scherhaftesten und etwas geringshäzigen Bedeutung des kaufmännischen Lehrjungen, in der Zürcher Schülersprache auch für den Hilfslehrer, stammt aus der Kundensprache als Inbegriff des Kleinen, Unbedeutenden. — Närer ansehen müssen wir uns das Wort „Steig“, weil es in dem immer wieder angefochtenen „Bahnsteig“ vorkommt. An Zusammensetzungen verzeichnet das Heft eigentlich nur den „Chafesteig“ für eine schmale Fallbrücke für Fußgänger, und auch dieses kommt heute fast nur noch in Eigen-, besonders in Flurnamen vor, und zwar mit männlichem oder weiblichem Geschlecht; männlich liegt es schon in einer Zürcher Rechtsquelle von 1367 vor. Das einfache „Steig“ bezeichnet eine Steigung im Gelände, eine ansteigende Wegstelle. Gegenüber dem „Bahnsteig“ besteht also der Unterschied, daß der Steig selber ansteigt, während der Bahnsteig eben ist. Das schriftdeutsche Steig, das in „Bahnsteig“ enthalten ist, bedeutet dasselbe wie „Steg“, nämlich etwas, worauf man schreiten, gehen kann, also einen Fußsteg oder eine Brücke. Als Gattungswort ist es in der Schweiz ausgestorben, dagegen allein oder in Zusammensetzung in Hunderten von Flurnamen erhalten, besonders in der östlichen Schweiz, meistens weiblich (ältester Beleg 1260), doch auch männlich schon 1433 belegt. Eine Wiler Chronik aus dem 15. Jahrhundert sagt „bis an den Lutzeiteig“; aus dem Appenzellerkrieg von 1405 ist der „Rippelsteig“ bekannt; es soll der heute „Freudenberg“ genannte Berg bei St. Gallen sein. „Steig“ ist also hier nicht verneuhochdeutsch aus „Stig“ (was auch vorkommt), sondern ursprünglich, altalemannisch, erwähnt doch eine Zürcher Propsteiurkunde von 1293 die „fratres ab Steiga“ von Wallisellen.

Vom Büchertisch.

Schwyzer Meie. Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte. Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag. 235 Seiten. Geb. 6 Fr. 80 Rp.

Vorm Jahr haben wir Traugott Vogels „Schwyzer Schnabelweid“ besprochen und empfohlen, die Sammlung von „Geschichte und Prichte us allne Kantonen“. Es waren lauter Proben in ungebundener Rede — hier haben wir nun das dichterische Gegenstück dazu: etwa hundertfünfzig der schönsten schweizerdeutschen Gedichte, aus einem Vorrat von etwa fünftausend guten ausgewählt und offenbar gut ausgewählt. Wir treffen die besten Namen, aber auch einige Volkslieder und Sprüche unbekannter Herkunft. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Gedichte nicht (wie die Geschichten der „Schnabelweid“) nach Kantonen geordnet sind, sondern sozusagen nach Gemütslandchaften, also in die Gruppen „Liebi, Iohr und Tag, Huus und Heimet, Batterland“ u. a. Wer gern landschaftliche Mundartstudien macht oder die Gedichte eines Dichters gern beisammen hat, kann das leicht mit Hilfe des Verfasser-Verzeichnisses. Die nötigen Wörterklärungen stehen auch da. Ein schöner Band, als Geschenk in der Familie sehr geeignet; er steht für sich oder als Ergänzung der „Schnabelweid“ jeder schweizerischen Hausbücherei sehr wohl an. Daß das 1938 erschienene Buch schon in 4. Auflage vorliegt, ist sehr erfreulich.

Briefkasten.

J. B., J. Ja, wir finden es auch lächerlich, wenn der „Bund für Schwyzerlütisch (Gruppe Zürülütisch)“ in der Zeitung ausschreibt: „Am Dunschtig, de 14. Dez., 3 Abig, am 8.15, im Chilegmäindhuus Hirschgräbe Nr. 50, grooße Saal II. Dialäkt-Abig. Sophie Haemmerli-

Marti und Prof. Dr. Georg Thürer lääsed us iren äigene Werche vor. En Chindesoor singt Dialäktlieder. (Läiteri: Frau Sommer-Berli.) Utritt: Frk. 1.10. D Mitglieder und iri Gescht d Helfti. De Vorstand.“ Das nutzt doch mehr kindlich als heimlich an. Man hört auf Schritte und Tritte das hochdeutsche Muſter heraus; es ist nicht urchiges Züritütisch. Unnatürlich und ungemütlich wirkt schon der hauptmörtliche Aufbau. Die einzigen zwei Tätigkeitswörter „lääsed“ und „singt“ tun einem förmlich wohl in diesem „schweizerdeutschen“ Telegrammstil. Schweizerdeutsch wirft man einem doch nicht an den Kopf: „Dialäkt-Abig, Läiteri, Utritt“, sondern man sagt das in einem Satz, etwa „mer mached“ oder „mer händ“ oder „mer halde“ oder „mer syred de zweit Dialäkt-Abig“ (wenn man sich wirklich nicht zu einem „Mundart-Abig“ entschließen kann). Ferner: „Läiteri ischt“ oder „släite tuet s“ oder allenfalls noch „under der Läitig“ vo der Frau S“. Dann am Schluß: „Das choscht 1 Franke 10, für Mitglieder d Helfti“. Wie zwischen den Hauptwörtern die Tätigkeitswörter, so fehlen die Vorwörter. Zürichdeutsch wäre: „Im Chilegmäindhuus am Hirschgräbe Nr. 50 im grooße Saal“. Dann die Zeitangabe: „Am Dunschtig, de 14. Dez.“. Schweizerdeutsch ist daran nur das „am“, hochdeutsch aber der Wenfall „de 14. Dez.“. Ganz zürichdeutsch wäre etwas gewesen: „Am Dunschtig, am 14. Dez.“ oder „Am 14. Dezember, amene (oder: am nächste) Dunschtig“. Und seit wann sagt man: „3 Abig, am 8.15“? Schon das Komma nach „Abig“ ist unsinnig; aber erst „8.15“! „3 Abig am Viertel ab acht“, das wäre züritütisch gewesen. Bei der Ankündigung der Vortragenden gehört zürichdeutsch vor die Namen das Geschlechtswort: „D Sophie H.“ oder „D Frau S.“ und „de Prof. Dr. Th.“ (dieses Geschlechtswort wäre beim Dichter Thürer notwendiger gewesen als seine sämtlichen wissenschaftlichen Titel). Alles übrige kann man gelten lassen, aber vielleicht veranlaßt dieser Bund doch nach dem dichterischen „Dialäkt-Abig“ einmal einen prosaischen, wo deutlich ausgesprochen wird, daß dem Schweizerdeutschen noch nicht geholfen ist, wenn man hochdeutsche Wörter und Buchstaben in die Mundart überetzt. „Züritütisch — swer Sprak!“

W. Sch., J. Warum unsere Zeitungen sagen: „Die Admiral Graf Spee“, „Die Hood“ usw., kurz: weshalb Schiffsnamen weiblich behandelt werden, auch wenn sie männliche Wesen bezeichnen? Das ist eine törichte Nachahmung des englischen Sprachgebrauchs, eine Modetörheit. Daß die Engländer das tun, ist doppelt auffallend, weil ja sonst im Englischen alle Wörter, die nicht männliche oder weibliche Personen (oder Tiere) bezeichnen, sächlich sind. Es wird heute so erklärt: In englischen Berufssprachen pflegt der Arbeiter oder Handwerker das Werkzeug, das er verwendet, das ihm hilft und ihn durchs Leben begleitet, mit dem er vertraut ist wie mit seiner Frau, als ein weibliches Wesen zu betrachten und deshalb mit dem persönlichen Fürwort „she“ = „sie“ zu bezeichnen. Die Seeleute übertragen diese höchst poetische Nachahmung auf ihre Schiffe, und bei diesen ist das nun allgemein üblich und verbindlich geworden. Aber das ist Sache der Engländer und gar kein Grund, im Deutschen ein mit einem männlichen Namen bezeichnetes Schiff ohne jene poetische Betrachtungsweise, deren sich auch kein Engländer mehr bewußt ist, ganz gegen das natürliche Sprachgefühl als Frau zu behandeln und zu sagen „Die Admiral Graf Spee“, „Die Hood“ (Hood war ein englischer Seeheld!) u. dergl. Ein besonderer Fall ist es mit den nach Städten und Ländern benannten Schiffen. Wir sagen: „Das große Deutschland“, „das schöne Zürich“ und müßten daher auch Schiffe dieser Namen als sächlich behandeln. Da hat sich auch im Deutschen das weibliche Geschlecht eingebürgert, weil wir von der bildenden Kunst her gewöhnt sind, diese Dinge als weiblich zu betrachten: Germania, Turicia, Britannia, Helvetia, Gallia, Berna, Basilea usw. Ein Bildhauer oder Maler wird eine Stadt oder ein Land immer als weibliche Gestalt darstellen. Auch Dichter haben das schon lange so gemacht; so sagt Schiller: „Die rege Zürich, die edle Bern“. Man kann sich dazu immer das Wort „Stadt“ denken, also „die (Stadt) Bremen“. Darum ist in solchen Fällen das weibliche Geschlecht berechtigt, nicht aber bei Admiralen, Seehelden und andern Kerlen.

Mitteilung: Herr Prof. Dr. Debrunner hat im Zweigverein Bern einen Vortrag gehalten über die „Krankheitsgeschichte des Genitivs“ und darin unter dem humoristischen Bilde der Krankheit die Schwierigkeiten und Fehler im Gebrauch des Wesfalls gemeinverständlich und kurzweilig dargestellt. Das „Berner Schulblatt“ hat den Vortrag im Druck gebracht, und wir haben uns davon 200 Sonderabzüge verschafft, die wir unsern Mitgliedern (Lehrern auch für ihre Schüler) gegen Einsendung von 20 Rp. (auf Postcheck VIII 390) abgeben.

Berichtigungen. Ganz unverständlicherweise ist in der letzten Nummer (Briefkästen H. E., J.) zweimal das Wort „Halbinsel“ statt „Halbkugel“ stehen geblieben. Und ein unglücklicher Zufall hat es auch verschuldet, daß (unter „Allerlei“) das Sprichwort falsch angeführt wurde; es heißt natürlich: „Spiele nicht mit Schießgewehr“ (ohne „dem“!).